Galsan Tschinag

Die Rückkehr

Roman meines Lebens

Suhrkamp

suhrkamp taschenbuch 4141

Mit *Die Rückkehr* legt Galsan Tschinag, Schamane, Bestsellerautor und Stammesoberhaupt, seine langerwartete Autobiographie – in Romanform – vor: Nach vielen Jahren des Unterwegsseins kehrt er zu seinem Volk, den Tuwa-Nomaden im Altaigebirge im Nordwesten der Mongolei, zurück, um dort seinen Lebensabend zu verbringen. Aber die Lage ist schwierig, seine beiden Schamanenschülerinnen wie auch das Volk sind uneins über den Weg in die Zukunft; traditionelles Nomadenleben und die Neuzeit stehen sich scheinbar unversöhnlich gegenüber. Um den Streit zu schlichten, wird eine Karawane zum Gelben See geschickt.

Galsan Tschinag, geboren 1943 als jüngster Sohn einer Nomadenfamilie in der Westmongolei, ist Stammesoberhaupt der turksprachigen Tuwa, einer ethnischen Minderheit in der Mongolei. In den sechziger Jahren studierte er Germanistik in Leipzig und lebt seit 1991 als freier Schriftsteller vor allem in Ulan Bator, ist aber auch viele Monate als Nomade mit seiner Sippe im Altaigebirge in der Nordwestmongolei unterwegs. 1992 erhielt er den Adelbert-von-Chamisso-Preis und 2001 den Heimito-von-Doderer-Preis. 2002 wurde er mit dem Bundesverdienstkreuz ausgezeichnet und 2008 mit dem Literaturpreis der deutschen Wirtschaft. Zuletzt sind von ihm erschienen: *Die neun Träume des Dschingis Khan* (st 3970) und *Das geraubte Kind* (st 3740).

Galsan Tschinag

DIE RÜCKKEHR

Roman meines Lebens

Suhrkamp

Umschlagfoto: Danielle Tassin

suhrkamp taschenbuch 4141
Erste Auflage dieser Ausgabe 2010
© der deutschen Ausgabe
Insel Verlag Frankfurt am Main und Leipzig 2008
Suhrkamp Taschenbuch Verlag
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.
Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
Printed in Germany
Umschlag: Göllner, Michels, Zegarzewski
ISBN 978-3-518-46141-9

1 2 3 4 5 6 – 15 14 13 12 11 10

DIE RÜCKKEHR

VORSPIEL

Dies ist die Geschichte eines hartnäckigen Traumes. Er ist einen ganzen Winter lang beinah Nacht für Nacht, so manches Mal auch tags gekommen, hat mich geplagt wie beglückt. Ich habe ihn aufs Papier setzen müssen und dürfen, noch bevor ich mich dazu entscheiden konnte, ob ich ihn, wie viele seiner Vorgänger, verschwommene Hirngespinste zunächst, wild brodelnde, kunterbunte Träume, ins Leben umzusetzen. Ja, zu meinen zahlreichen Schrullen – oder soll ich lieber sagen: Besonderheiten – gehört, dass ich öfter träume als die Menschen rings um mich. Gut die Hälfte dieser Träume entpuppen sich später als Botschaften künftiger Geschehnisse, und so wird meine mit mehr Schwächen als Stärken behaftete Person als glaubwürdig, ja, als hellsichtig angesehen. Was mich in nicht wenigen Fällen dazu verleitet, angesichts der eigenen Gabe Dankbarkeit und Glück zu empfinden. Doch gibt es Fälle, deren ich mich, derselben Gabe unnötig, denn vorzeitig, gräme. Der unangenehme Vorgeschmack eines nahenden Tiefs eröffnet sich mir, und die ohnehin knapp vermessene angenehme Strecke des Lebens weiß sich zu verkürzen.

Es ist schon eine aufregende Geschichte mit dem Traum, vor dem die Wissenschaft, sonst nicht zur Bescheidenheit aufgelegt, bis auf ein paar leise hingemurmelte Vermutungen bislang den Mund zuhält. Und angesichts dieser unklaren Lage ist es wohl einem jeden selbst überlassen, wie man sich zu seinen eigenen wie auch anderer Menschen Träumen verhalten soll.

Mir kommt inmitten des end- und ruhelosen Alls das ganze Dasein allzu oft wie ein Traum vor. Wer wird ihn wohl träumen? Jenes Wesen, an dessen Gestalt und Benennung die Menschheit immer noch rätselt? Die Menschen im östlichen Teil der Erdku-

gel verständigen sich auf die Bezeichnung Himmel, wenn sie es meinen. Aber sie schwören dabei nicht, dass sie unbedingt den richtigen Namen im Mund führen. Sie können es auch nicht, denn ihre geistigen Führer, die Schamanen, pflegen von neunundneunzig, und zwar von vierundvierzig weißen und fünfundfünfzig schwarzen Himmeln zu reden. Also bleibt Platz für noch ein weiteres Wesen übrig, das darüberstehen müsste – für einen Vater oder eine Mutter oder sogar für beides, vielleicht in einer Zwittergestalt.

Ich meine, jeder Mensch ist der Traum eines höheren Wesens. Erwacht jenes drüben, geht hier ein menschliches Leben zu Ende. Mit einer solchen Sicht behaftet, fühle ich mich meinen vielen Träumen verpflichtet. Also liegt es nahe, dass ich demnächst in die Spuren des obigen, besonderen Traumes trete und so dem vorerst mit Worten Gesponnenen auch Taten folgen lasse.

UNTERWEGS

Wieder einmal bin ich unterwegs. Aber diesmal anders als sonst – mit Weib und Jurte und allem, was zu diesen gehört: mit Küchenherd und -geschirr samt Trinkschälchen und Essbesteck, mit Bettwäsche und -decken samt Kopfkissen und Liegematten, mit Kindern und Schwiegerkindern samt ihren Nachwüchsen, so auch mit Hund und Katze samt ihren Näpfen. Nur, was den menschlichen Teil dieser Aufzählung betrifft, zeigt sich zwischendurch etwas Unklarheit – mal vermag ich das Kindervolk vollzählig um mich herum zu wittern, mal vermisse ich es, bis auf das jüngste Glied des fünfköpfigen Enkelvolkes. Und diese Unklarheit herrscht so lange, bis mir klar wird, der Siebenjährige ist derjenige, der sich für uns, seine Großeltern, zeit- und bedingungslos entschieden hat und so uns auch bis zum Ende des Weges folgen wird.

Eine weitere Besonderheit des Traums will erwähnt werden: Alle drei Menschen, die ihn bevölkern und in ihm wie ein festgeflochtener Docht zusammengehören, tragen alte und vergessene Namen. Der Enkel ist unter dem klang- und sinnvollen Namen Düürendshargal – Vollglück – eingetragen worden. Aber bevor diese staatliche Eintragung hat stattfinden können, habe ich, der Großvater, zu ihm Dshömbük – Köpfchen – gesagt, während wir ihn am dritten Tag seines Erdendaseins in Empfang genommen, um ihn an den Schläfen zu beriechen und so das Begrüßungsritual durchzuführen. Meine Frau, seit einem halben Jahrhundert als Nordshmaa bekannt und in jedem Schriftstück auch unter diesem Namen festgeschrieben, heißt nun Hassaa, da sie ebenso geheißen, als Kind mit Vater und Mutter. Und ich, Galsan, so mein Ausweis, bin nun wieder, wie unzählige andere Male, sobald ich den Grenzpfosten passiere in

Gestalt eines Owoos, unseres heiligen Opfersteinhaufens, mein von keiner geografischen Karte erfasstes Tuwa-Land erreiche, Dshuruk.

Aber diesmal bin ich es schon, obwohl wir noch um ein beträchtliches Stück Erde und Luft von dem erlaubten Grenzstrich entfernt sitzen. Wie viel Zeit wir brauchen, um dorthin zu gelangen, kann ich nicht sagen. Denn vor uns kocht und pocht und dröhnt und donnert ein Fluss, unpassierbar für den Lastwagen, der uns vom Rand der mittelmongolischen Waldsteppe hinter der Hauptstadt herübergeschleppt hat und auf dessen Rücken unsere Habseligkeiten, turmhoch aufgestapelt, immer noch liegen. Aber wir leben in hoffnungsvollem Warten, denn vor drei Tagen haben wir einen Menschen vom jenseitigen Ufer dazu gewinnen können, hinüberzureiten und unsere Sippe zu benachrichtigen, auf dass man mit Pferden und Kamelen herüberkomme und uns abhole.

Jetzt sitze ich auf einem Uferfelsen und schaue über den tosenden Fluss hinweg in die weite Steppe hinaus, und versuche meinen Geist an alten Übungen zu schulen, indem ich mit dem übellaunigen, aber unbestechlich ehrlichen und mitunter sogar scharfsinnigen Gesellen, meinem inneren Menschen, schäkere. Schuppe der trockenen Kehle ein paar Worte ab, wickele sie in einen Singsang und schicke sie als Köder in das Getöse des Flusses, der nun im Frühsommer Hochwasser führt:

Immer hastest du
Ewig unterwegs
Nirgends war dir gegeben
Anzukommen
Derweil dir verblich
Das rabenschwarze Haar
Und vermorschte
Das urgeschmeidige Gebein …

Lange scheint es zu dauern, bis der Übellaunige anbeißt. Aber später begreife ich, warum: Die Worte sind von den Fluten nicht

verschlungen, sind zurückgeschleudert, also müssen sie bei mir erneut ankommen und dort verklingen. Dann erst kommt der Einwand.

Da immer, hier ewig – welche Wörter gebrauchst du denn?

Ach, tu doch nicht gleich so streng. Aber ich weiß, was du meinst.

Ja, nicht wahr – was ist unser Leben gegenüber dem derer, die uns gerade umgeben? Schau auf diesen Himmel. Diese Steppe. Diesen Fluss. Die schroffe Felswand da. Die Berge drüben und die rechts und links dahinter. Zu ihnen würden solche Wörter wie immer und ewig vielleicht passen, obwohl, genau genommen, auch sie nicht immer da gewesen sind und ebenso wenig ewig fortbestehen werden.

Vom Himmel zumindest könnte man annehmen, er war schon immer da, ganz von Anfang an, und wird auch ganz bis zum Ende da sein, gleich, wie weit dieser Anfang und dieses Ende liegen mögen.

Meinst du? Ich weiß es nicht, nehme aber an, dass selbst hinter dem Himmel eine Geburt liegen und so auch vor ihm ein Tod lauern müsste.

Lass die zu hochgestochenen Gedanken. Sie sind ermüdend. Ja, lass diese Selbstzerfleischung den Deutschen, an welchen du dich wohl angesteckt hast.

Lass die guten Leute in Ruhe. Sie haben dich wie mich an was ganz anderem angesteckt. Daran aber, dass man die Dinge mal in die Nähe holt und mal in die Ferne schiebt, mal herausgelöst und mal im Zusammenhang betrachtet, das wollen und können mittlerweile die wenigsten Deutschen. Die nomadischen Vorfahren waren es, die an das All und an jeden seiner Splitter so herangingen. Man hat seine lodernde Leichtigkeit wie auch seine schwärende Schwere eben von ihnen. Und das lange Warten ist wohl ein Batzen Blei, der sich zu der schwereren Seite gesellt.

Du hast recht – das Warten lastet bleischwer auf dem Gemüt.

Doch magst du auch da recht haben – wir Menschen sind zwar im Vergleich zu Himmel und Erde kurzlebige Wesen, aber gegenüber den Fliegen und Schmetterlingen, Schafen und Hunden leben wir doch unverschämt lange, und so könnten wir hin und wieder auch eines der großen Wörter wie immer oder ewig auf dieses unser doch recht langes Leben hin gebrauchen.

Mir fällt gerade ein, wann ich auf dem bläulich schimmernden, unmerklich staubenden Weg da vorne zum ersten Mal gezockelt – vor dreiundfünfzig Jahren. Das ist viel Zeit in einem Menschenleben. Damals ging ich weg und jetzt kehre ich zurück. All die Jahre war ich unterwegs, immer unterwegs.

Bildest du dir vielleicht ein, mit dieser Rückkehr nun wäre endlich die Ankunft?

Nein, ich bin gegerbt genug, dass ich mir nichts mehr einbilde. Die Ankunft wäre das Ende. Der Tod.

Der Tod, ja. Aber nicht das Ende, bedenke, jeder Tod ist ein Neubeginn.

So gesehen, ja, gewiss. Das Dasein ist ein Kreislauf ohne Anfang, ohne Ende …

Eine Kinderstimme holt mich in den Zustand zurück, den die menschliche Sprache die Wirklichkeit nennt. Es ist jenes Wesen, das seit nunmehr etlichen Tagen und Nächten ein verbindendes Glied zwischen Hassaa und mir darstellt und so unser zwar längst eingelebtes und gut eingespieltes, aber auch längst festgetretenes und ein wenig ermüdetes Eheleben in ein neues Licht zu rücken und ihm zarte Frische und neuen Sinn zu verleihen weiß. Der Junge galoppiert wiehernd und prustend herüber, wohl ein übermütiges, windschnelles Pferd. Ich bleibe noch sitzen, den hell zischenden und dumpf glucksenden Fluss mit den sich daher- und dahinwälzenden Fluten vor den Stiefelspitzen. Will mir von dem Kind, in dessen Augen ich uralt aussehen muss, in die Höhe helfen lassen.

Es geschieht genau das, was ich erwartet habe: Dshömbük

kommt, an der Spitze einer blassen Staubfahne und leisen Windhose, bei mir an und streckt mir beide Arme entgegen: »Essen ist fertig, Großvater. Gebt Eure Hände her, ich ziehe.«

Ich tue dem Kind, das vor dem Wunsch, seinem alten Großvater behilflich zur Seite zu stehen, schier glüht, den Gefallen, indem ich nach seinen Händen greife, mich darauf weislich langsam aufrichte und, endlich aufgestanden, ausrufe: »Himmel, ich habe einen Enkel zur Seite, der mir beisteht!«

Dann überlege ich: Essen sagt er, anstatt Tee? Also ist nun auch das Gebäck ausgegangen und daher müssen wir schon am Morgen, bei der Hitze warm essen. Wieder Nudeln? Oder heute Reis? Ich frage den Jungen, aber er weiß es nicht. Später frage ich, wo der Hund und die Katze sind. Und erfahre, sie seien auf der Jagd und ihr menschliches Gespiel sei dageblieben, um Dung und Wurzeln für den Herd zu sammeln.

Die Sonne gleicht einem lohenden, aus sich heraus berstenden Feuer. Hitze ist dabei, die Luft zu füllen, die schon steht und zittert. Die gletscherfrische, nach Wacholder und Zwergbirke duftende Brise des frühen Morgens ist erstickt und in unzählige Flimmerchen aufgelöst worden, sodass nun der junge Tag längst zu flammen scheint und man hinter den Augen leichten Schwindel spürt.

Der Laster, riesig in Erscheinung und verzerrt in Gestalt, wackelt und kippelt unentwegt. So auch das Stoffzelt, ursprünglich sattgrün und keilförmig, nun aber tintenblau und bucklig und fließlustig bald höhen- und bald seitwärts. Einige Schritte daneben Hassaa mit dem Kessel auf drei kopfgroßen Steinen, den Töpfen und Hockern – alles unwirklich und unkenntlich auch, wüsste ich nicht, es gab sie.

Der herbe Duft des Trockenfleisches, vermischt mit den süßlich-säuerlichen Gerüchen verschiedener Gewürze, schlägt gegen die Nase. Sosehr mir das Wasser im Mund zusammenläuft, so sehne ich mich insgeheim doch danach, mal etwas anderes vorgesetzt zu bekommen. Denn es ist heute der neunte Tag,

seitdem wir uns dem sesshaften Leben entrissen haben und auf Wanderschaft gegangen sind, und wir haben uns im Grunde nur noch von Trockenfleisch ernährt, lediglich die Beigabe dazu ein wenig wechselnd, zwischen Nudeln, Reis und Hirse. Da schaut Hassaa auf und verkündet mit einer ungezähmten Begeisterung: Zur Abwechslung gibt es heute Gerste!

Gerste? Wo sie die denn herhabe?

In der Nacht sei ihr eingefallen, dass in einer der Taschen etwas Restgerste sein müsste. Sie habe heute gesucht und dann auch gefunden!

Gesucht, o je. Und ich habe mich abermals verdrückt …

Nein, es sei nicht so schlimm gewesen. Egi habe ihr geholfen.

Egi ist der Fahrer, noch jung und augenscheinlich gut passend zu seiner Zeit – er hat bisher keinen Finger gekrümmt, sooft ringsum gearbeitet wurde, hat nur noch geschlafen, wenn er nicht gerade das Steuerrad lenken oder zwischendurch mal essen musste. Nun aber ist er so früh aufgestanden und hat der Frau, die ihn tagtäglich gewissenhaft bekochte, endlich einen kleinen Gefallen getan. Doch bleibt er, der sonst immer so gütig gewesen, sich herüberzubemühen, um mitzuessen, im Schatten seines Lasters liegen, mit der herausfordernden Gebärde, wir sollen ihm das Essen hinübertragen. Was die Köchin auch tut.

Während des Essens erzählt Dshömbük, dass er vorhin Kamele gesehen habe. Ich frage, wo denn. In der Luft, lautet seine Antwort. Hassaa bemerkt, bestimmt sei er kurz eingenickt und habe geträumt. Worauf das Kind mit großer Bestimmtheit antwortet: »Nein doch, Großmutter. Ich habe durch die Kamele hindurch noch den Fluss fließen sehen!« Da meint sie, das sei dann eben ein Tagtraum gewesen, daher gekommen, dass man sich sehr gewünscht, die Kamele mögen endlich eintreffen. Darauf sagt sie, nun an mich gewandt, ich solle doch orakeln, und im gleichen Atemzug erwähnt sie einen Traum, den sie letz-

te Nacht gehabt – da hat es geregnet. Ich verstehe sie. Verstehe alle. Drei Tage sind lang im Warten in dieser menschenleeren, nachts kühlen, tags heißen Steppe. Ich sollte jedem dankbar sein, dafür, dass sich noch kein Zeichen der Ungeduld gezeigt hat und kein Wort des Unmuts gefallen ist.

So wälzte ich das soeben gefällte Urteil noch einmal im Geiste, dankbar, während ich an dem breiig-würzigen Eintopf genießerisch schlürfte. Ja, der junge, fremde Mensch, so wie er in seinem ärmellosen, schreibunten Hemd, seiner schäbig verwahrlosten Jeanshose und grausam dummen Schirmmütze ausschaut, hätte er uns längst einen Höllenkrach bescheren können, er hat es aber nicht getan. So auch der Enkel, ein Stadtkind, gewohnt an Dinge, die in rascher Abwechslung das Auge, das Ohr und auch nicht weniger den Gaumen kitzeln, doch er hat das große, graue Einerlei der Ereignislosigkeit drei endlos lange Tage lang heldenhaft ertragen. Allen voran aber die Frau, ebenso gewohnt an die Bequemlichkeiten des sesshaften Lebens in der Brennnähe der Hauptstadt und längst alternd nun, hat alles, was bereits geschehen und was demnächst noch zu geschehen scheint, mit einer solchen Ruhe hingenommen, die mir einfach bewunderungswürdig erscheint. Und auch vorher: Als ich ihr von meiner Entscheidung über den Umzug erzählte, hat sie, ohne zu zögern, ihr zugestimmt. Und dem noch hinzugefügt: Die Seelen und Geister der Eltern und aller Ahnen würden sich bestimmt darüber freuen. Ist das etwa selbstverständlich? Nein, keinesfalls! Denn ich kenne doch andere Frauen und auch meine Frau von früher. Da ist sie schon anders gewesen.

Jetzt fällt mir auf, dass Hassaa durch und durch sonnengebräunt da hockt. Die Frau, die mit mir beinah vierzig gemeinsame Lebensjahre geteilt und dabei Nordshmaa geheißen, hat, wie jede verstädterte Frau im Nomadenland, ihre Haut vor der Sonne zu verstecken versucht, und dabei ist ihr jedes Mittel recht gewesen, weil eine weiße Hautfarbe als schön gilt. Nun aber sitzt vor mir eine bronzefarbene, griffige Frau, von der ein

Außenstehender unmöglich annehmen würde, dass sie auf die Sechzig zugeht. Liebe verspüre ich über und unter meiner Haut. Es ist jene Liebe, die angesichts eines unschuldigen und immer zur Gutmütigkeit aufgelegten Kindes in einem manchmal erwacht. So fange ich an, in mir nach etwas zu suchen, was der Nordshmaa, neben der ich altere, und der Hassaa, die ich neu erworben, eine Freude bereiten würde. Und da entrutschen mir die Worte: »Die Kamele werden heute kommen, denn auch ich habe sie gesehen!« Dshömbük will gleich wissen, ob sie auch in der Luft gestanden hätten. Ich verneine die Frage, bejahe aber den Sachverhalt – ich habe die Kamele die letzte Nacht im Traum gesehen, und da wurden sie durch den Fluss herübergeführt.

Wie denn auch anders bei einem Kind – es will sogleich wissen, wie viele Kamele ich gesehen hätte. Ich sage: »So genau weiß ich es nicht, Junge. Ich habe sie nicht gezählt. Aber ich weiß, es waren mehr als sechs und weniger als zehn.« Und wir erfahren, dass sie bei ihm viel mehr waren, zehn oder vielleicht auch zwanzig, eine ansehnliche Herde. Was mich veranlasst, mein Bedenken zu äußern: Vielleicht hat er ihre Höcker gesehen? Dann wären es ihrer bei acht Kamelen gleich sechzehn, oder er hat ihre Beine gesehen, dann wären es ihrer gar zweiunddreißig. Aber der Junge bleibt unerschütterlich in seiner Aussage: Nein, er habe ihre langen Hälse, darüber ihre schmalen Köpfe mit glänzenden Augen und anliegenden Ohren gesehen!

Kaum vergeht eine Stunde, da entdeckt zuerst die Großmutter, darauf auch der Enkel eine wimmelnde, dunkelbunte Insel von Menschen, Pferden und Kamelen, die sich am Osthang eines gelben Berges daherbewegt und eine Weile später, nun in der Ebene, wieder ins Unsichtbare gleitet. Eine weitere Stunde vergeht, bis sie am jenseitigen Flussufer wieder auftaucht. Da eilen wir ihnen entgegen und zählen acht Kamele, dreizehn Pferde und vier Menschen. Die Kamele gehen, geführt von einem Reiter, durch den Nasenstrick gekettet, hintereinander, ihr Fell,

gehaart erst vor Kurzem, schimmert und glänzt, ihre Höcker, noch nicht prall genug, zuckeln und wackeln in der grellen Mittagssonne. Die Pferde, alle unter Sattel, werden, je zu dritt, von je einem Reiter geführt.

Der Hund Saak, mit einem Mal wieder aufgetaucht, bellt freudig erregt mit seiner tiefen Stimme. Die Katze Muudshii sitzt neben ihm und schaut erwartungsvoll hinüber. Das Kind hüpft und klatscht die Hände immer wieder und stößt dabei wiehernde Freudenrufe aus. Auch wir zwei sparen nicht gerade mit Rufen und Bewegungen nicht nur der Hände, sondern auch der anderen Körperteile. Doch so sehr wir winken und lärmen, die Leute drüben antworten nicht – sie sitzen still und würdevoll in den Sätteln und setzen schweigend und beharrlich den Ritt fort. Schwenken nach rechts ab und wandern flussabwärts. Dshömbük, mit einem Mal still geworden, fragt besorgt, was die denn da machten.

»Sie suchen nach der Furt, die immer an einer breiteren Stelle des Flusses ist.«

»Ja, natürlich«, pflichtet mir Hassaa bei: »Warum aber tun sie so, als hätten sie uns gar nicht gesehen und dabei auch nichts gehört?«

Ja, warum? Ich frage mich auch, überlege und finde schließlich die Antwort: aus Ehrfurcht! Nachdem Hassaa das gehört hat, sagt sie: »Streng müssen eure Sitten sein, dass mir davor bange wird. Wir Alten haben hier gelärmt und gezappelt. Also haben wir es gleich mit der Verletzung einer Sitte begonnen!«

Ich versuche sie zu trösten: »Man wird mit uns schon Verständnis haben. Die Außenwelt, die schließlich größer und mächtiger ist als die kleine Tuwa-Ecke, hat auf uns eben ihre Spuren hinterlassen, die sich mit der Zeit gewiss dämpfen werden, ganz verlieren dürfen sie sich aber nicht. Denn sonst hätten die ganzen Jahre draußen nachträglich ihren Sinn verloren.«

Nur, so weise ich mich damit gebärde und dem Geschehenen die Schwere zu nehmen versuche, das Schlimme ist dabei: Ich

selbst habe das auch gedacht, und Hassaa ist mir nur zuvorgekommen.

Wenig später scheint das Schuldgefühl von uns beiden gänzlich abzufallen. Denn da sehen wir sie, die Kamele wie die Pferde, die Pferde wie die Menschen, alle, durch den Fluss waten, mit dem halben Körper aus dem Wasser herausragen und – nun erst recht eine Insel, da wankend und dort schwankend – mit Gepolter und Getöse herüberstreben. Wir stehen vor dem rührenden Bild erschüttert, sind von dem herrlich heldenhaften Kampf gepackt und von einem Glück ohne seinesgleichen erfüllt. Wir erfühlen in uns eine sengende und schmerzende Liebe zu unserem Sippenvolk, das hinter dem Fluss und den Bergen angefangen haben muss für uns zu arbeiten, sobald die Kunde eingetroffen, und nun das alles uns hat zukommen lassen. Mir ist wohl bewusst, dass ich hier in der Mehrzahl rede und weshalb ich es tue. Denn was ich in diesem Augenblick empfinde, empfindet auch Hassaa. Ich weiß es, weil ich doch sehe, was mit ihr los ist: Sie steht eine Schulterbreite neben mir und kämpft, die Lippen verzogen, die Zähne zusammengebissen und die Hände zu Fäusten geballt, gegen die Tränen – wie ich auch.

Zeitchen später geraten wir in eine noch aufregendere Lage: Die Leute, alle vom Pferd abgestiegen und mit feierlich ernsten Mienen, bewegen sich herüber; nun führen nur noch zwei von ihnen die Tiere, da die anderen beiden anders beschäftigt sind – sie kommen, jeder mit einem ausgebreiteten Hadak, der seidenen Schärpe, die im Zeichen der Ehrfurcht dem Gast überreicht wird, über ausgestreckten Armen schnurstracks auf uns zu. Dabei entpuppt sich einer von diesen als eine Frau, und dies erst bei den letzten Schritten, die sich als besondere erweisen – verlangsamt, um wohl den Gedanken Zeit zu geben. Tatsächlich vermag da noch eine ganze Horde von Gedanken in meinem Kopf herüber- und hinüberzuzucken: O verdammt, wir sind ja nicht entsprechend angezogen! Sind die denn von Sinnen, dass sie uns inmitten einer himmelschimmelleeren Step-

pe mit Hadaks anfallen? Sind wir denn König und Königin, dass wir solche Ehre verdienen und dazu diese ehernen Gesichter?! Es fehlt wohl nur noch, dass man sich vor uns verneigt wie vor Bergen und Flüssen!

Ich werfe einen Seitenblick auf Hassaa. Unsere Blicke treffen sich. Und sie vermögen sich im Wichtigsten zu verständigen – wir werden, da wir müssen, es durchhalten, gleich, was auch auf uns zukommt! Jetzt begreife ich, wir sind das, was den Menschen fehlt: König und Königin. Und warum auch nicht – sogar Berg und Fluss unseretwegen, vor welchen sich jeder, der dazu das Verlangen in sich verspürt, verneigen, sich hinwerfen, liegen bleiben und sein Herz ausschütten kann. Von uns aus werden wir trachten, jede Erwartung zu erfüllen. Dazu haben wir ja den für uns folgenschweren, für die anderen vielversprechenden Schritt getan. Dazu haben wir in dieser Steppenödnis in Umzingelung der Berge drei Tage zugebracht und stehen nun hier. Dazu auch haben wir es veranlasst, dass diese vielen Wesen: Kamele, Pferde und Menschen zusammen- und herübergekommen sind und nun vor uns stehen, wie Opfergaben für unser Begehr.

So raffen wir uns noch im letzten Augenblick zusammen, richten uns auf und stellen uns dem gebändigten Ausbruch des ehrfürchtigen Verhaltens der Gesandten meines Volkes.

AUF DEM WEITERWEG, IM UMKREIS VERTRAUTER

Kann Freude die Sinne verwirren? Vielleicht. Aber sie kann, wie ihr Gegenteil, das Leid auch, manche Sinne, und zwar solche, die sich von Spielen der Oberfläche, wie räumliche und zeitliche Entfernung, nicht beirren, nicht lahm legen lassen, mitunter sogar schärfen. Das ist eine alte Erkenntnis. Nun scheint sie sich von Neuem und auf eine recht merkwürdige Art zu bestätigen. Denn ich verspüre, während ich im Sattel sitze, im Griff des vertrauten, wiegenden Pferdeschrittes und an der Spitze einer stattlichen Karawane stehend, die rasch zunehmende, saugende und packende Gegenwart von immer mehr Wesen um mich herum.

Es hat sich eine Mannschaft in Bewegung gesetzt, zunächst einigermaßen übersichtlich – zu den fünfundzwanzigköpfigen, achtarmigen und zweiundneunzigbeinigen Abholern wir Heimkehrer mit unseren fünf Köpfen, sechs Armen und vierzehn Beinen. Zudem erscheint der Fahrer mit seinem Laster. Er fährt nebenher, angepasst an den Pferde- und Kamelschritt. Der sonst dreiste Blick seiner schmalen, hellbraunen Augen, die nur selten sichtbar wurden, da sie meistens von dem langen, harten Schirm der speckigen, schwarzen Mütze verdeckt waren, blickt jetzt scheu, ja, fast feige herüber, so wie ich ihn vorhin gesehen, als wir uns zum Abschied die Hände gaben. Da ich diesen Blick gesehen, erlebe ich eine kleine Geschichte nachträglich oder im Voraus, wie ich sie später von Hassaa werde erzählt bekommen: Der Laster ist entladen, das Beladen der Kamele ist im Gange; sie gibt ihm einen Stapel Geldscheine. Und er, ohne den Stapel auseinanderzubrechen, geschweige denn die Scheine zu zählen, zeigt ein düsteres Gesicht und sagt barsch: »Und die drei Tage Wartezeit?«